

Beitrag zur Kenntnis Karl Stamms

Autor(en): **Gubler, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beitrag zur Kenntnis Karl Stamms.

Von Eduard Gubler, Zürich.

Sphäre und dichterische Auswirkung von Karl Stamms Menschentum in Breite und Tiefe zu ermessen, ist nun möglich. Es liegt an dem Umstand, daß sich die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen allgemein erst in dem Werk verankerte, mit dem der Dichter von ihnenchied, daß es für die geistige und seelische Struktur bestimmend war, sie dermaßen klar und endgültig festlegend, als wäre es sein einziges. Das „Hohelied“ blieb lebendig begraben, sodaß es Karl Stamm als durchaus der Tatsache entsprechend erachtete, wenn er sich bei geselligem Anlaß Albert Steffen als „Dichter des unbekanntes Liedes“ vorstellte, oder ein andermal gar drastisch äußerte: „Das Buch ist wirklich sanft und geräuschlos verstorben. Vielleicht schreibe ich einmal eine Elegie darüber.“ Die folgenden Jahre waren zerschlagen, zerrissen die Kontinuität des schöpferischen Urtriebs zur Größe des ersten Wurfes. „Fragment“: dies war das Signum, das peinigend über des Dichters Schaffen stand, „Auszug“, „Beitrag“, was in dieser Zeit erschien („Aus dem Tornister“ 1915, „Silhouetten“ 1917). Wie hätte es da sein Ganzes sein können? Dieses verschwieg sich hinter pochender Brust und glühend drückender Stirn, verriet sich in Gesprächen und Briefen, wurde teilweise nur Gestalt in einzelnen Gedichten, Teilformen des Ganzen, dessen größern Rest die Unrast der Zeit verzehrte. Spiegelungen des Ich in Welt und Leben mehr als Bekenntnisse, ließen sie das Ich mehr ahnen als erkennen. Bis das Herz aufbrach und der lange verhaltene Strom schöpferischer Kraft, alle Hemmungen zerschlagend, dem neuen Geist und Lebensinhalt Bahn und Becken seiner Sammlung grub. Im „Aufbruch des Herzens“ setzte sich Karl Stamms Ich durch, und mit ihm entscheidend sein Name.

War beim „Hohelied“ die formale Idee zweifellos mächtiger Antrieb, der das totale Welterleben zu einem Weltbild von — man ist versucht, zu sagen: architektonischer Sichtbarkeit rundete, so

liegt im „Aufbruch des Herzens“ das schöpferische Zentrum ganz in der aufgewühlten Seele. Hier ist, um mit Karl Stamms eigenen Worten zu reden, „innere Welt, in ihre äußere Erscheinung gewandelt, die nur Ausdrucksform ist; das Kleid Gottes, durch das er sichtbar wird.“ — Wir sind mitten drin in seiner Welt. Ihre Grenzen sind kaum wahrnehmbar; sie schwingen weit hinüber ins Irrrationale. Wollte man sie begrifflich fassen, so möchte man als Pole etwa erkennen: Absoluter Dualismus, Gefühl der Ohnmacht der Welt gegenüber — Erlösung, Geklärtheit im Goetheschen Sinne. Oder es ist der Weg vom sehnsüchtigen „Versperrtsein von allen Dingen“ — um an eine Ausdrucksweise Karl Stamms wörtlich anzutönen — nicht zum Genieße können, sondern zur Versöhnung im Transzendenten. „... Und ich bin ein Bettler im Schmutz... Ich hange zu leidenschaftlich an den Dingen, am Allzumenschlichen, als daß ich es als Allzumenschliches und Ding an sich missen könnte. Und doch habe ich seit frühesten Jugend an nichts teil, erleide nichts als Demütigungen, werde auf mich selbst zurückgeworfen, muß mit Steinen spielen, um nicht erniedrigt zu werden. Ich fühle, daß es sich entscheiden muß. Bis jetzt war ich nur halb Dichter und ganzer Bettler des Lebens...!“ So umreißt Karl Stamm in einem Brief vom 12. März 1917, zu einer Zeit, da er am tiefsten, unmittelbar vor dem Zusammenbruch stand, mit unerbittlicher Selbsterkenntnis seine menschliche Situation. Einsicht wird uns hier in die Bedingungen seines menschlichen Seins und das innerste Wesen seiner dichterischen Berufung zugleich: Jene sind dieses in einem, das Dichten ist Sinn werdendes Leben, Richtung empfangend von diesem, Richtung gebend demselben; so, daß niemals trennbar sind Stamm, der Mensch, und Stamm, der Dichter; daß alle Aeußerung Gleichnis ist für ein Subjektives, worauf des Deuters Finger weist, versinnbildlichend die Erkenntnis: Du selbst! Und das Ende? — Resigna-

tion? — Es wäre denn willenlose Ergebung, Sinnahme eines unabänderlichen Geschicks und im Grunde doch innerlich mehr und mehr ein Erliegen. Hier aber erfüllt sich ein Leben, rundet sich von innen heraus zu früher Vollendung. Die Tragik löst sich durch die Erfüllbarkeit der Lebensforderung, da es die Gesetze des Weltganzen in sich selber erfüllt. Hat noch der Jüngling mit aufgetaner Seele Leben und All umfaßt und empfangen, um sie als Ganzes hinzunehmen, erst sich selber darin zu erfahren — jetzt empfangen sie ihn, nachdem er durch fruchtbare Skepsis hindurchgegangen, fruchtbar, indem sie seine Gegensätzlichkeit zum Weltganzen, seinen flüchtigen Willen in Willen zum Leben und Liebe zu ihm wandelte. Getragen wird er von einem Weltgefühl, dessen Wesen ist: „Vertrautsein, Sicherheit. Und Stille, Gottgefühl.“ Im Göttlichen verwurzelt sich seine sittliche Kraft als in einem Zentrum, das ihn dem Leben verbindet, verpflichtet da, wo es am höchsten ist und ewig. — Die aufsteigende Kurve „Aufschrei — Diesseits“ ist der bildhafte Ausdruck dieses Lebensweges. Eindeutig und unmißverständlich ist der Sinn dieser Diesseitigkeit, die, verankert in der Realität des Lebens, dessen irdische Grenze doch nur erkennt als Schwelle jener andern Welt, in der erst dem Menschen das „Werde und sei!“ ertönt. Hier vollendet sich die Kurve, indem sie auch den Tod in sich einbezieht, von dessen Reich in seinen letzten Lebensmonaten den Dichter nichts mehr trennte: Letzte Gedichte, „Sterbendes Kind“.

Die ganze Anlage dieses geistigen Werdeganges wird aus der Gesamtheit der Dichtungen, die in der zweibändigen Ausgabe vereinigt sind, faßbar deutlich. Da keine menschliche Situation dichterisch unfruchtbar blieb, das gestaltete Leben unmittelbar das gelebte bedeutet, behält die Dichtung bei aller Erhebung ins Allmenschliche und -gültige die persönliche Nähe und den Pulsschlag des Blutes. Eine menschliche Seite Karl Stammers nur verschweigt sich in der wesentlichen Dichtung fast völlig: sein Humor. Wohl klingt er an wenigen

Stellen, in den Gedichten „Karussell“ und „Rutschbahn“ oder in jener derben Soldatenszene der Legende „Der Sieger“ (II. Bd., S. 126 uf.) an. Diesen gegenüber müßten wir als dichterische Zeugen eines weniger als hier ironisch oder tragisch gebundenen Humors schon zwei Gelegenheitsarbeiten aufrufen: das Märchenspiel „Die Schildbürger und die Eule“ (eine Dramatisierung des Grimmschen Märchens „Die Eule“), das er mit seinen Schülern zum Zwecke der Beschaffung der Mittel zur Gründung einer Schulbibliothek öffentlich aufführte (1913) und die Verse zum Bilderbuch „Schlaraffenland“ (1917). Sein eigenster Humor, von der zart-ironischen Anspielung zum mehr oder weniger harmlos-stacheligen humoristischen Gedankengeflecht und bis zur wildesten Ausgelassenheit einer barocken, in Wort und Mimik sich äußernden, in endlosen, immer neuen Variationen grotesker Einfälle und Parodien sich ergebenden Phantasie, war nur in seinen meist unvermittelt sich auslösenden, oft plötzlich abbrechenden Ausfällen selber zu erfahren. Eine Ahnung davon, eine Erinnerung daran ist in Stellen seiner Briefe aufgespart.

Erfolgten solche Durchbrüche eines extremen Lebensgefühls momentan, um es plötzlich wieder zurücksinken zu lassen, so blieb ihm ein Verweilen in herzlich-milder, an die wahrhaftige Naivetät des Volksliedes gemahnender Stimmung nicht versagt. Wir denken an das „Schlummerlied“, an „Lichterlöschen“, „Bergigmeinnicht“. Und wir denken heute ganze besonders an das „Liedli“, das, von Hans Jelmoli in Töne gesetzt, hier erstmals veröffentlicht wird. Im Empfinden der eigenen starken Musikalität der Gedichte Karl Stammers, die sicherlich nicht nur auf seinem sensiblen Sprachgefühl, dem innern Hören des Sprachrhythmus beruhte, sondern ebenso sehr auf seiner im wörtlichen Begriff musikalischen Neigung, die er ausübend und genießend bewies, scheint sich im allgemeinen eine musikalische Komposition zu erübrigen, in dem Sinne, daß der Musiker jene zu einer höhern Vollendung führende ergänzende Leistung, die ihn auf-

rufen könnte, gewissermaßen durch den Dichter selber schon getan findet, das Wort also nicht mehr musikerzeugendes Agens sein kann. Hier aber bot das Inhaltliche ein Motiv, das in seiner musikalischen Gestaltung so wesentlich doch im Wortlied ruht, daß es durch sein größeres Versinnlichungsvermögen eine wirkliche Steigerung bedeutet. Dreimal und stets in neuer Harmonisierung ertönt das Glockengeläute und beherrscht das Ganze, das ausklingt im seltsam erhobenen Klang der letzten, unbeantworteten Frage. Nach der ganzen Anlage des Gedichtes, das keinen einheitlichen Vers- und Strophenbau aufweist, konnte es kein Singlied im eigentlichen Sinne werden; das Dichterswort und die Musik des liebevoll sich einfühlenden Komponisten vereinen sich zu

einem Stimmungsbild von zarter Wirkung. Das Gedicht ist 1915 als erstes von zwei Mundartgedichten entstanden. Den stillen Wunsch, es vertont zu sehen, hätte der Dichter schon damals gerne Hans Jelmoli unterbreitet. Doch fand er, wie oft noch, persönlichen Anschluß schwer. Das Sonderkind seiner Muse verbarg sich, um nach Jahren und des Dichters Tod sich erst zum Komponisten, dem es zugehört, zu finden.

Im Versuch, die Welt des Dichters und sein Wesen zu erfassen, mag die Kenntnis des Gedichtes ein Glied der Erkenntnis bilden; das Lied aber möge manchenorts aus diesen Blättern lebendig werden in Erinnerung an Karl Stamm, dessen Todestag sich am 21. März zum zweiten Male jährte.

Der Heide.

Eine Genfer Erzählung von Friedrich Glauser, Baden.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

„Ich gebe nicht viel auf Vorurteile,“ sagte Herr Benoît, als Celestine Honorine dreizehn Jahre alt war. „Über alte Sitten haben bisweilen ihre guten Seiten; darum sollst du konfirmiert werden. Die Leute würden sonst glauben, berechtigt zu sein, dich über ihre hohen Achseln zu betrachten. Ich habe daher beschlossen, dich aufs Land zu schicken zu meinem Freunde, dem Pastor Leblanc. Er ist ein guter Mann, sein Sohn ist zwei Jahre älter als du. Ihr werdet zusammen lernen.“

Im kleinen Zimmer, das keinen freien Platz an den Wänden ließ; denn hoch schichteten sich Bücher übereinander, gab Pastor Leblanc seine Religionsstunden. Aus dem gelben Kinn stach der weiße Bart spitz in die Luft, während sich der lange Zeigefinger in unsichtbare Theorien bohrte. Hin und her lief er von der Tür zum papierbedeckten Schreibtisch, mit sonderbar großen Schritten, die gar nicht zu seinen kleinen Frauenfüßen paßten. Auf dem Sofa saß die Marquise, unter einem runden Medaillon Calvins, der mit magerem Astetengesicht in die leere Luft starrte. Neben ihr saß Saul, des Pastors Sohn, mit verschrammten Wangen; denn

er balgte sich gern mit den Jungen des Dorfes.

„Und all dies ist seine Schuld“ — Herr Leblanc deutete mit gelbem Nagel nach dem Medaillon — „er hat die Liebe nicht verstanden. Er brauchte Theorie, leere Phrasen, Wissenschaft, wo einzig Liebe not tut. Die alles verzeihende Liebe. Man braucht nicht gelehrt zu sein, um lieben zu können. Niemand hat Jesus verstanden, niemand, nicht einmal sein Vater, der ihn sterben ließ am Kreuze; auch seine Jünger nicht, die zu disputieren begannen, wo einzig Verständnis nötig war. Die Nachfolger eines großen Mannes sind fürchtbar, sie zerstören das wohlbegonnene Werk durch Verständnislosigkeit und Borniertheit. Seht nur das hochgelehrte Konsistorium, das mich hierher in die Einsamkeit geschickt hat; ich wollte es zwar, aber dennoch: über was disputieren sie in ihren Versammlungen? zu wissen, welches Dogma orthodox ist und welches nicht. Dummheit überall, überall, und sie ersticht den schönen Baum, statt ihn zum Geheihen zu bringen.“

Der kleinen Marquise schien die laut-schallende Rede zu geräuschvoll; denn sie war es von ihrem Vater gewöhnt, nur